



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hehn, Victor: Gedanken über Goethe : 1. Naturformen des
Menschenlebens.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ein Abstecher auf einer Erholungsreise, bei dem man vielleicht einer Einladung folgte, welche eine Artigkeit gegen den in der Nähe befindlichen einflußreichen Staatsmann sein sollte, und deren Ablehnung wie eine Demonstration gegen eine Macht ausgesehen haben würde, mit der England gegenwärtig gute Beziehungen unterhält.



Gedanken über Goethe.

Von Victor Hehn.

1. Naturformen des Menschenlebens.



derselbe Dichter, der vor allem berufen schien, in lyrischem Gesange den Kämpfen des Bewußtseins und Einzeldaseins Ausdruck zu geben, derselbe zeigt uns auch in idealen Umriffen die beharrende Naturgestalt unsers Geschlechtes, die substantiellen Lebensformen, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht. Diese Formen sind einfach und unmittelbar, ebenso heiter als ernst, weder komisch noch tragisch; sie verbinden das fernste Altertum mit der nächsten Gegenwart, ja sie sind der höhern Tierwelt mit der Menschenwelt gemeinsam. Alles Besondere, so und auf diesem Grunde betrachtet, geht leicht und ohne Hemmung in das Allgemeine auf, es wird von diesem immer wieder zurückgezogen; die Forderungen der Sitte und geselligen Ordnung erscheinen nur als natürliche Lebensprozesse; ihre Herrschaft ist nicht eingesezt, sie wird nicht empfunden, sie umfängt alles so ruhig, als könnte es nicht anders sein, und ihr entgegenzustreben wäre sinnlos. Geburt und Tod, die Lebensalter und ihre Eigenheiten, der Ahnherr mit spärlichem, bleichem Haar und das zu seinen Füßen spielende Kind, die aus der Familie werdende Familie, der Zug der Geschlechter zu einander, Vater und Mutter, der Jüngling und das Mädchen, Werbung und die sich knüpfende Ehe, die Flamme des Herdes und der steingefasste Brunnen, die Urbeschäftigung auf der Weide und dem Acker, auch mit Spindel und Nadel, die begleitenden Tiere, Rind und Schaf, Hund und Roß, Ruder und Schaufel und Pflug, auf der Wiese die Sense, im Walde die Art, das Reg am Ufer, Arbeit und Muße, Gesang und Tanz, Zorn und Streit und Begier, Warnung und weiser Rat, wurzelnd in Sitte und Stammesgefühl, Weihgeschenk und Spende, Mut und List der Helden, Thaten der Vorfahren, Sagen und alte Sprüche — alles dies

und was sich sonst noch anfügen lassen mag, ist Geist in Notwendigkeit gebunden, so unbewußt thätig und dunkel schaffend, wie das Tier sich geberdet und die Pflanze treibt und wächst, Naturform, deren Anschauung uns, die wir abgefallen und dadurch zwiespältig und unselig sind, wie die eines verlorenen Paradieses ergreift und unter Lächeln zu Thränen rührt.

Auch der Dichter selbst stellt dieses objektive Dasein gern in Kontrast mit subjektiven Stimmungen, um beide gegenseitig umso heller zu beleuchten. So erblickte der Wanderer, schwermütig und träumerisch durch die im Abendlicht glühende südliche Landschaft irrend, die junge Frau mit ihrem Säugling unter dem Ulmbaum und lächelte zu ihrer Frage, welches Gewerbe ihn hertreibe und ob er Waaren aus der Stadt im Land herumbringe? Daß man an der Natur als solcher, als bloßer Zeuge ihrer Erscheinungen und Verwandlungen, Genuß finden könne, davon hat sie keinen Begriff; daß es ein antiker Tempel ist, an dem sie wohnt, weiß sie nicht; auch nicht, welche Vergangenheit dieser Boden deckt, welche Werke der Kunst sie in diesen Steinen umgeben; sie trinkt den Brunnen, der zur Seite quillt, und erquickt den Wanderer daraus; der Vater hat die Hütte aus dem umliegenden Schutte gebaut, der Schwalbe gleich, die unführend ihr Nest an den Zierrat des Gesimses klebt; er hat die Tochter dem Ackermann aus der Nachbarschaft zur Ehe gegeben und ist in ihren Armen gestorben; sie bauen die Erde, wie er sie baute, auf demselben Flecke, nach dem Verfahren, das vormals und immer üblich war; so schließt sich Ring an Ring, ein Geschlecht an das andre, die Frucht streut den Samen aus, dieser keimt und wird zur Blüte, die Blüte zur Frucht, und der Kreislauf beginnt aufs neue. Und der Fremdling scheidet gerührt und wünscht auch für seine eigne Wanderung am Ziele eine gleiche Beschränkung, eine Hütte im Schutze des Wäldchens, ein junges Weib, das ihn abends bei der Heimkehr empfangt, den Knaben auf dem Arm.*)

Der „Wanderer“ ist vor dem Aufenthalt in Weßlar (dem Sommer 1772) entstanden; nachher aber deutete der Dichter die junge Frau und ihren Mann auf Albert und Lotte und den Wanderer auf sich selbst, der auch Abschied nahm und nicht bleiben konnte, oder auf Werther, wie er sich zwei Jahre später nannte. Auch zu Werthers überwallender Empfindung bilden die Szenen primitiven Lebens den steigenden und reizenden Gegensatz. Werther ist ein Freund der Kinder, in denen alles noch ungeteilt, die Knospe noch unentfaltet ist; er pilgert in die Heimat, zu den Stätten seiner ersten Jugend, und „kostet jede Erinnerung nach seinem Herzen“; er trägt den Homer mit sich herum, aus den Szenen der Ilias und Odyssee wird sein krankes Gemüt

*) Ähnlich ist der Schluß des freundlichen, rhythmisch kräftigen Liedes „An die Erwählte,“ das wohl derselben Zeit des Dichters, aber einer mutigen, nicht elegischen Stimmung angehört.

wie von Heilung und Befänstigung angeweht — „es ist nichts, ruft er, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens,“ und ein andermal: „so beschränkt und glücklich waren die herrlichen Altväter, so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung“ u. s. w.; er findet zwei ganz junge Bauerbuben an der Erde liegen, setzt sich auf einen Pflug und zeichnet sie mit allem ländlichen Zubehör, dem Baune, dem Scheunentor, gebrochenen Wagenrädern; die Mutter kommt hinzu, auch ein älterer Bruder; er sieht sie in ihrem Thun, hört ihre Worte, erfährt ihr Schicksal und schreibt dann: „Wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.“

Und wie Werther, so auch Faust. Auch Fausts friedloser Unruhe liegt daselbe stille, seiner nicht bewußte, von der Naturordnung getragene Dasein gegenüber; er empfindet es schmerzlich als ein ihm versagtes Glück, das ihn, wenn er es erlangte, doch nicht zu halten vermöchte.

Ach, daß die Einsalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Wert erkennt —

oder:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu.
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt u. s. w.

Ja die ganze Gretchen-Episode, die Szene der Spaziergänger vor dem Thor und noch andre erhalten erst als solche Gegenbilder ihr Recht und ihre Stelle in dem Aufbau des Dramas.

Die soeben genannten Werke gehören der gährenden Jugend des Dichters an. Es folgte die Zeit in Weimar, wo er unter Geschäften und Lustbarkeiten in verborgener Selbstbildung nach Seelenschönheit strebte und endlich den Sieg, das innere Gleichgewicht gewann. Jetzt sinken die Irrungen des gebrochenen Gemütes allmählich zurück, und es taucht das Antlitz des Seienden, die reine Gestalt immer mehr empor. Schon im Jahre 1784 heißt es in einem Briefe (23. Juni, an Frau von Stein): „Je älter man wird, desto mehr verschwindet das Einzelne, die Seele gewöhnt sich an Resultate“ — Resultate, d. h. eben die typischen Formen, die mitten im Flusse der Dinge unvergänglich sich erhalten und die er ein andermal mit mythischer Personifikation auch wohl Götter nennt:

Was unterscheidet
 Götter von Menschen?
 Daß viele Wellen
 Vor jenen wandeln,
 Ein ewiger Strom:
 Uns hebt die Welle,
 Verschlingt die Welle,
 Und wir versinken.
 Ein kleiner Ring
 Begrenzt unser Leben,
 Und viele Geschlechter
 Reihen sich dauernd
 An ihres Daseins
 Unendliche Kette.

Aus Italien schreibt er drei Jahre darauf (1787, 23. August): „Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ Und wenige Monate später (1788, 5. Januar): „Die Opern unterhalten mich nicht — nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.“ In demselben Sinne sagt Aurelie im Wilhelm Meister (4, 15): „O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Übel ertragen.“ In den neunziger Jahren war diese Richtung vorwaltend geworden, und nachdem mit „Tasso,“ dieser süßschmerzlichen Seelentragedie, die letzte Schuld aus der Epoche innerer Kämpfe abgetragen und zugleich die Verstimmung über den Einbruch roher, revolutionärer Kräfte überwunden war, da entstanden die Dichtungen, in denen jenes Dauernde für sich hingestellt erscheint, in heller Beleuchtung, obwohl nicht ohne herzlichen Anteil, in entzückender Reinheit des Stiles und Wahrheit des Lebendigen. Wir verweilen zunächst bei den letzten Büchern des „Wilhelm Meister“ und „Alexis und Dora,“ dann in besondrer Beziehung bei „Hermann und Dorothea.“

Wilhelm betrat den Saal der Vergangenheit, den man ebensowohl den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen konnte, sah sich von Bildern des Menschenlooses überhaupt umgeben und rief aus: „So war alles und so wird alles sein! Nichts ist vergänglich als der Eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses härtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zuredet; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.“ Hier war es die Kunst, die das, was im Reiche der Wirklichkeit wie eine Welle zerrinnt, festhielt und aufbewahrte, denn die Kunst ist der Zeit nicht unterthan, da sie sich am Scheine genügt; aber auch im Naturlaufe selbst stellt sich das Flüchtigste, die Liebe und die Schönheit, durch ewige Wiederkehr als

Grenzboten IV. 1883.

ein ewig Bleibendes dar, wie im siebenten Buche Lotharios anmutiges Abenteuer lehrt. Lothario, ein reicher junger Edelmann, hatte einst Margarete, die schöne Bachterstochter in der Nachbarschaft, geliebt; drauf war sie weit weg verheiratet worden und kam nun mit ihren sechs Kindern, den Vater zu besuchen. Und wieder war es Frühling, wie damals zur Zeit ihrer Liebe, denn auch der Frühling, der so bald scheidet, kehrt ja immer wieder:*) wilde Rosen blühten an den Hecken, und die Knaben schüttelten Maitäfer von den Bäumen. Und von einer Krankheit eben genesen und dadurch weich gestimmt ritt Lothario den alten, wohlbekannten Weg dahin, glaubte eine Mutter zu begrüßen und fand statt ihrer ein blühendes Mädchen, ganz mit den Zügen und in der Gestalt wie Margarete ehemals: es war die Muhme, und er wußte nicht, was er denken sollte und wie ihm geschah. Dann sah er sie auch selbst wieder, und sie führte ihn in die Stube, wo beinahe alles noch auf dem alten Platze stand. „Die schöne Muhme, erzählt er, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüten und Früchte stufenweise neben einander leben.“ Margarete sagte ihm, da sie einen Augenblick allein gelassen waren: „Auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal im Leben wiederzusehen; ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt.“ Diese Worte waren wie aus dem Munde Friederikens von Sessenheim gesprochen, die der Dichter nach acht Jahren wieder sah: die Freude war auch damals von beiden Seiten groß, der Schmerz der Trennung geheilt und die Gemüter versöhnt. Friederike war noch unvermählt, aber Lili, da er sie tags drauf in Straßburg besuchte, hatte wie Margarete ein Kind auf dem Arme; und so glichen auch diese Augenblicke denen, die dem Dichter nach so langer Zeit vorschwebten. „Es ist nichts reizender, sagt Lothario bei dieser Gelegenheit, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern.“ Seine Erzählung von dieser Wiederbegegnung, die drei weiblichen Lebensalter neben einander, diese ganze Novelle, die mit einer ruhenden Szene, wie auf einem idealen Theater, schließt, hätte verdient, statt in einen Roman eingeschoben zu werden, ein eignes Gedicht zu bilden. In der Verflechtung mit den Personen und Gesprächen des Romans erhält sie ein mehr weltliches oder unheiliges Kolorit, und so schön sie auch in dieser milden, durchsichtigen, sanft hingleitenden Prosa ist, es fehlt ihr doch die Göttersprache des Verses und Rhythmus, in der „Alexis und Dora“ zu uns redet.

*) Weder der Tag, schreibt der Dichter am 6. März 1781, noch der Frühling, noch die Liebe werden immer wiederkehrend alt.

Auch „Alexis und Dora,“ in der Reihe der kleineren Goethischen Dichtungen eine der köstlichsten, die man nicht müde wird, sich immer wieder herzusagen, entstand nicht lange vor „Hermann und Dorothea,“ aber ätherischer, gleichsam verklärter als dies bürgerliche Epos, bringt uns jenes Gedicht Urgestalt menschlichen Lebens in lauterer Einfalt zur Anschauung. Das Haus und der unendliche Schatz von Gefühl und Sitte, den es birgt, der von den Eltern scheidende Sohn:

da drückte der wackere Vater,
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück, riefen sie, glücklich und reich —,

die Mutter und ihr zur Seite die erblühte Tochter, der Knabe, der trotzig des Mädchens nicht achtet und sie ansieht,

Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt —,

bis plötzlich der Strahl der Liebe in sein Herz fällt und ihn allgewaltig verwandelt, der Bräutigam und die Braut, die Nachbarn nebeneinander, der Brunnen und die wasserschöpfenden Mädchen, auf dem Markt die Körbe gefüllt mit Früchten, der Garten und sein Pförtchen, der Kaufmann mit seinem Handel und Wandel, das Meer und der Bootsmann und das Segel, die Furche, die das Schiff zieht, überhaupt das uralte, poetische Gewerbe des Schiffers, das so heilig ist wie das des Hirten oder Ackermannes oder Fischers — dies alles zieht in der Erinnerung eines bewegten Herzens an uns vorüber, unruhig wie vom Spiegel eines Wellenflusses aufgefangen, bald andeutend, bald verweilend, von so tiefer Nührung durchdrungen, daß der Dichter selbst es aufgibt, ihren Grund zu erschöpfen, und innehaltend mit dem Anruf an die Göttinnen des Gefanges schließt:

Nun, ihr Musen, genug — vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust —

ganz wie Lothario seine Erzählung abbricht: „und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb und mit welchem ich mich entfernte.“ Der Schauplatz, auf dem wir uns in „Alexis und Dora“ befinden, ist ein ideal unbestimmter. Es ist ein südliches Land, ein Hafenstädtchen, von dem niemand sagen kann, wo es liegt. Die Orange wächst dort, die „schwer ruht als ein goldener Ball,“ auch die „weichliche Feige, die jeder Druck schon entsetzt,“ und blühende Myrten biegen sich um und bilden ein Laube im Garten. Delphine umschwärmen das Schiff, wie im tyrrenischen oder ionischen oder ägäischen Meer, und blaue Uferberge folgen noch lange dem Blick des Schiffenden. Wie der Raum, schwebt auch die Zeit, in die der Dichter uns versetzt, in unbestimmter Allgemeinheit; es könnte wohl das Altertum sein, wohl auch ein neueres Jahr=

hundert. Die griechischen Götter sind noch lebendig: Zeus donnert vom Himmel, Amor und die Grazien bekräftigen den Liebesbund, der Liebende ruft den Sonnengott Phöbus an. Alexis ist ein griechischer Name, Dora ist es auch — geht das Erzählte also in der alten Griechenzeit vor sich? Wir glauben es nicht, denn jedes Wort dieser Idylle atmet Innigkeit und Seele, klingt mit süßem Nachhall, zittert im Nervenreiz, und dies war im Altertum so nicht, und der Leser oder Hörer fragt darnach nicht. Wenn Dora geschmückt und gefittet zum Tempel geht und die Mutter feierlich neben ihr her, so kann sie wohl eine dorische oder attische Jungfrau sein, die an einem Götterfeste zu den Säulen des Heiligtums aufsteigt, ebensowohl aber auch ein deutsches Mädchen in irgend einer Reichsstadt, das im Sonntagschmuck, an der Seite der gravitätischen Mutter, das schwarze Buch und drüber das weiße zusammengelegte Taschentuch in der Hand, beim Klang der Glocken zur Kirche geht. Ebenso, wenn sie am Brunnen das Wassergefäß mit leichtem Schwunge hebt und es dann schreitend auf dem Ringel des Hauptes weiterträgt; wir denken dabei wohl an eine griechische Jungfrau, den edelgeschweiften Krug mit beiden Armen über sich haltend, selbst wie eine wandelnde zweihenkelige Vase, oder an Wasserträgerinnen des Orients, z. B. Rebekka, die abends um die Zeit, da die Weiber pflegen herauszukommen und Wasser zu schöpfen, den Krug auf ihre Achsel nahm und dem Wasserbrunnen vor Mahor zuschritt und dem Eleasar zu trinken gab und seine Kameele tränkte, ebenso leicht aber auch an ein heutiges Mädchen in Dörfern und Städtchen, das am fließenden Brunnen ihr thönernes oder metallenes Gefäß füllt und auf dem Heimweg den Gruß der zu gleichem Geschäft ihr entgegenkommenden Freundin nicht durch Nicken, nur mit dem Blick oder durch ein Nicken erwidern kann. Auch eine Schürze trägt Dora ja, wie heutige Mädchen, denn sie muß schaffen und die Wirtschaft versehen, und in die Schürze sammelt sie die Früchte für den Jüngling, der vergebens bittet, es sei nun genug. So spricht aus jedem Zuge des Gedichtes die Erfahrung der ältesten wie die der jüngsten Geschlechter.

Daß nun diese Allgemeinheit der Lebensgestalt mehr die Sphäre einer andern Kunst bildet, der Skulptur, erhellt von selbst. Die Skulptur hat nur geringe Mittel, schmalen Raum; aus der mannichfach verschlungenen Menschenwelt wählt sie das Einfachste und verschmäh't alles Zufällige; die unmittelbare Einheit von Leib und Seele, daß in der letzteren nichts sei, was nicht in dem ersteren erschiene, ist die Bedingung und Forderung, ohne die sie nichts in ihren idealen Kreis aufnehmen mag. Und da die griechische Dichtung unter dem Prinzip der Plastik steht, so herrscht auch dort, am meisten im homerischen Epos, dem Grundbuche aller Humanität, und in der hesiodischen naiven Ökonomik daselbe, alle Willkür ausschließende, allgemeine Gesetz der Natur. Daher die Einstimmung der in Rede stehenden Goethischen Schilderungen mit den Bildnissen des Epos und der Skulptur, daher die Anklänge, die bei Genuß der-

selben wie ein fernes, leises Echo aus dem Altertum zu uns herüberkommen. Von den Personen und Sitten seines eben vollendeten epischen Gedichtes schreibt er selbst an Schiller (8. April 1797): „Diejenigen Vorteile, deren ich mich in meinem Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt,“ und an Meyer (28. April 1797): „Die höchste Instanz, vor der mein Gedicht gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es ist die Frage, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahre, echte Menschenproportion und Gliederform anerkennen werden“ und an denselben (5. August desselben Jahres) fast mit denselben Worten: „Der Menschenmaler ist eigentlich der kompetenteste Richter der epischen Arbeit.“ Er schrieb an einen Maler, sonst hätte er noch besser gesagt: der Menschenbildner, und der hätte in „Hermann und Dorothea“ viel gefunden, ähnliches als wie der griechische Künstler in seinem Homer. Der Vater z. B., den der Unwille oft hinreißt, er gleicht, obwohl nur ein Gastwirt, dem götterberatenen, leicht zürnenden Sohne des Kronos, den seine Umgebung durch List und Überredung beherrscht; er wünscht, wie Hector in der Ilias und wie jeder Vater, daß ihm der Sohn nicht gleich sei, sondern ein Besserer; der Pfarrer, der in Hermanns Liebe die Stimme des Schicksals vernimmt und dieser zu folgen für Weisheit hält, er erscheint wie der Seher, der wußte, was ist und war und sein wird, oder wie einer der Götter in fremder Gestalt, die den Helden beraten und ihm seinen Entschluß eingeben; aus dem ehrwürdigen Richter spricht der Geist der Völkerführer, die, Maß und Frieden gebietend, die verzagende, immer unbillige und unbedachte Menge durch die Wüste leiten; Hermann selbst, er ist der Jüngling überhaupt, der zum Manne heranreift, und ganz wie Telemachos wohnt er im obern Stock (*ὅτι οἱ θάλαμος ὑψηλὸς δέδμητο*) und wie dieser ist er auf mit der frühgeborenen, rosenfingrigen Cos, ja gegen den Schluß erhebt sich seine Gestalt zur Würde des Heros, der „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes trägt“ und den sein Weib zur Schlacht wappnet:

und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Dorothea auf der Landstraße mit langem Stabe neben den Ochsen schreitend und sie antreibend oder zurückhaltend, gewährt ein Bild von ganz epischer Einfalt: seit den ersten Zeiten der erwachten Kultur dienen die Rinder dem Menschen bei seinen Geschäften; die Dichter, wenn sie die Werke und Tage schildern, vergessen auch die gehörnten und schwerwandelnden Gehilfen nicht (*εἰληποδας ἑλικας βοῦς*), und gern stellt sie auch die bildende Kunst mit dem Menschen zusammen, bald wie sie durch das fette Erdreich den Pflug ziehen, vom Stachel getrieben, bald wie sie wiederkäuend sich gelagert haben oder ruhig und würdig am Altare dastehen, dem Gotte zum Opfer geweiht und den tödlichen Streich erwartend, auch wohl wie der wilde Stier von Jünglingen ge-

bändigst wird u. s. w. Und wie der Stier, so auch das Roß: Hermann vertraut seine Hengste keinem andern, er schirrt sie selbst vor den Wagen, donnert mit ihnen durch den Thorweg (*αἰθουσα ἐρίδωντος*), und wenn sie dann des Weges dahinrennen, quillt der Staub unter den mächtigen Hufen (*κονίη, τὴν ὥρσαν ἐρίδοντοιο πόδες ἵππων*), und er selbst erscheint als Automedon oder Pistratus oder einer der andern epischen Wagenlenker. Dorothea ist auch herbe wie Antigone und jede ungezähmte Jungfrau (*ἄδμής*), sie ist auch tapfer und streitbar, gleich der kämpfenden Amazone, und schlägt den rohen Feind nieder (*ἀντιδνειρά*); in friedlichem, schönem Geschäft aber kommt sie zu dem Quell, den die Linden umstehen, schöpft und füllt ihre Krüge, beugt sich über, und der Wasserspiegel giebt ihr Antlitz zurück, wie das ihres jungen Freundes — eine Brunnenzene, uralt und von heitern, reinen Linien, ein Brunnen, lieblich wie der auf Ithaka (*κρήνη καλλίροος, ἀμφὶ δ' ἄρ' αἰγείρων ὑδατοτρφέων ἦν ἄλσος*); dann wandeln beide, die Jungfrau und der Jüngling (*παρθένος ἡρώδης τε*), den Gang durch den Weinberg, bei sinkender Sonne, im Scheine des Vollmondes, unter drohenden Gewitterwolken, ruhen eine Weile unter dem Dache des Birnbaums, und Dorothea, durch den dunkelnden Pfad (*δύσετο τ' ἥελιος σκιάωντό τε πᾶσαι ἀγνιαί*) die Schritte verdoppelnd, strauchelt auf den ungleichen Stufen, und Hermann fängt sie in den Armen auf, wie der römische Jüngling die Sabinerin, die sich sträubt und windet und sich doch gern rauben läßt, und der Dichter ruft selbst aus:

so stand er,

Starr wie ein Marmorbild, vom ernststen Willen gebändigst.

So verschmilzt auch in diesem Gedicht die plastische Anschauung und die griechische Sitte mit dem heutigen Dorfleben zu reiner Form der Menschlichkeit. Schon die Romantiker empfanden dies: z. B. A. W. Schlegel in der Elegie an Goethe:

Leih den Gestalten dein bildendes Wort, aus verbrüdertem Geiste
Freundlich zurückgestrahlt spiegle sich Kunst in der Kunst —

und Schelling meinte im Jahre 1797, also wohl unter dem Eindruck, den er von „Alexis und Dora“ und „Hermann und Dorothea“ empfingen, die Odyssee sei Goethes Mutterboden, der Kommentar für ihn (s. Novalis' Briefwechsel mit Fr. und A. W. Schlegel, S. 44 und 48). Ja die Personen des Gedichtes scheinen selbst ein dunkles Bewußtsein ihrer typischen Art zu haben, so wenn die Mutter ausruft: So sind die Männer! oder der Vater: Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber! oder wenn er klagt:

Muß ich doch heut erfahren, was jedem Vater gedroht ist —

Hermann, von seiner Liebe sprechend, äußert:

Ja es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft —

und auch Dorothea stellt ihren Schritt, als Magd dienen zu wollen, als allgemein weibliche Bestimmung hin, denn, sagt sie, das Leben des Weibes ist ein ewiges Gehen und Kommen oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.

Die neunziger Jahre waren, wie schon oben bemerkt, die epische Zeit in Goethes Leben und Dichtung, die denn auch in eignen, selbständigen Werken ihren Ausdruck fand. Überschaute man aber seine ganze dichterische Laufbahn, so finden sich überall unter der großen Mannichfaltigkeit der Stoffe und Richtungen einzelne Gestalten und Umrisse, in denen dieselbe Betrachtungsweise, der Mensch als in der Allgemeinheit der Gattung begriffen, sein Leben als Naturform erscheint. Wir sammeln im folgenden solche Züge, zur Ergänzung dessen, was schon oben angeführt worden, und halten uns dabei am Faden der sich ablösenden menschlichen Altersstufen — wie der Dichter selbst in der bekannten Grabschrift: „Als Knabe verschlossen und trüzig“ u. s. w. *)

Das unendliche Glück der Mutter, die den Knaben an der Brust hält, den unendlichen Schmerz, ihn zu verlieren, malt in ergreifenden Tönen Antiope, Elpenors Mutter. Sie drückte ihn an sich —

Wo schien der Knabe sicherer, als da,
Wo ihn die Götter selber hingelegt?

Und als die Räuber ihn ihr zu entreißen kamen, da umschlang sie ihn

Mit unauflösbaren Banden mütterlicher Arme

und ließ ihn nur zugleich mit dem Bewußtsein von ihrem Busen. — Den Vater der Götter und Menschen ruft Proserpina an:

Ruhst du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobst,
In deinen Händen mich scherzend
Gegen den endlosen Himmel schwenktest,
Daß ich kindisch droben zu verschweben beute?

*) Eine andre Grabschrift schickte er der Gräfin Auguste von Stolberg im März des Jahres 1778, also da er noch nicht neunundzwanzig Jahre alt war:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab ich und geliebt
Und liege nieder unbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Es sind Worte, die er sich selbst nachrief, wenn er jetzt etwa abberufen würde. Im Januar desselben Jahres hatte sich das Fräulein von Lasberg aus unglücklicher Liebe ins Wasser gestürzt, was Goethe tief ergriff und ihm das Bild des Todes nahe brachte; damals entstand das Lied: „Füllest wieder Busch und Thal“ (in seiner ersten Gestalt) und auch: „Das Wasser rauscht“, das Wasser schwoll.“

Gretchen hat, wie Faust in ihrem Zimmer phantasiert, als Kleine mit vollen Kinderwangern

— dankbar für den heiligen Christ
Dem Ahnherrn fromm die weisse Hand geküßt;

da Dorothea fort will und von den Ihrigen Abschied genommen hat, da fallen die Kinder schreiend und weinend

Ihr in die Kleider und wollen die zweite Mutter nicht lassen —

und die Weiber müssen ihnen Zuckerbrot versprechen, das Dorothea aus der Stadt bringen wird, und sie so beruhigen; — Stella, im zweiten Akt, fühlt sich wie ein großes Kind: „eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken und rufen Pip, daß man sie suchen soll“; — wenn die Mutter in der Küche das Feuer schürt, dann kommt der Knabe gesprungen und wirft auch sein Reis hinzu (Proömium zu „Hermann und Dorothea“):

Schüre die Gattin das Feuer auf reinlichem Herde zu kochen,
Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig, dazu;

Felix im „Wilhelm Meister,“ der sonst so liebliche Knabe, zeigt doch auch die Unarten seines Alters, er gesteht nicht, was er gethan, aus Furcht vor Strafe, er trinkt lieber aus der Flasche als dem Glase, und dies gerade rettet ihn für diesmal; in greifbarer Deutlichkeit aber tritt uns das Söhnchen Karl in ausgeführten Szenen des „Göz von Berlichingen“ entgegen — einer Episode, die von überflügen Kritikern verworfen und sogar auf die Basjedowsche philanthropische Pädagogik damaliger Zeit zurückgeführt worden ist, ohne die aber dennoch die Tragik des Dramas nicht vollendet wäre; denn wie Göz an der Freiheit, wie er sie versteht, und an dem Staate, in dem die Bösen Gewalt haben, verzweifeln und stirbt, so wird auch sein eignes Heldenengeschlecht sich nicht fortsetzen: sein Sohn wird kein Ritter werden, er ist friedlicher, ängstlicher Art, Mönche unterrichten ihn im Kloster, er wird ein Jurist und Schreiber werden, Schreiben aber ist geschäftiger Müßiggang.

Der Knabe wächst heran und muß erzogen, geleitet werden, muß in Gymnastik des Leibes und der Seele sich üben, muß lernen, der Warnung, dem Rate des erfahrenen Mannes zu folgen.

Der Frauen Liebe nährt das Kind,
Den Knaben ziehn am besten Männer.

Goethe war selbst ein Kinderfreund, ein Erzieher, er bildete sein eignes Selbst an der kindlichen Natur, und wie der Dichter wird auch Wilhelm durch das Geschenk seines Felix aus der nichtigen Schattenwelt idealer Betrachtungen zu lebendiger Existenz, zum Naturgrunde zurückgeführt, und Lothario sagt (7, 7): „Was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder

aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.“*) Der Geliebten schreibt der Dichter am 22. September 1781: „Christus hat Recht, uns auf die Kinder zu weisen: von ihnen kann man leben lernen und selig werden,“ und so nahm er den jüngsten Sohn derselben, Fritz von Stein, zu sich, erzog und belehrte ihn in Spiel und Ernst, auf Reisen, mitten unter seinen Arbeiten, und entließ ihn endlich in die Fremde, auch dann noch in Briefen und Ratschlägen um ihn besorgt, und so zeichnete er im Elpenor den aus dem Knaben werdenden Jüngling mit sicherer und dennoch künstlerisch milder, ausgleichender Hand. Elpenor steht eben auf dem Punkte, wo das Kraftgefühl sich regt, das bisherige Kind den Armen der Pflegerin und Mutter, der weiblichen Obhut sich entwindet. Er begehrt nach der Waffe, dem Roß, er tritt voll Erwartung und Selbstgefühl den Weg des Lebens, noch sind seine Wünsche kindisch, mancher gute Spruch soll ihn wie ein sittlicher Talisman geleiten und behüten, z. B.:

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden —

oder:

Beleid'ge nicht das Glück durch Thorheit, Übermut,
Der Jugend Fehler wohl begünstigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr —

oder:

Der beste Rat ist, folge gutem Rat
Und laß das Alter dir ehrwürdig sein.

Da die Tragödie nicht vollendet ist, so wissen wir nicht, welches Geschick ihm bevorstand; vielleicht war es so traurig, wie das des Elpenor bei Homer, der in demselben Alter stand, in dessen Namen schon die Hoffnung, die sich erfüllen und nicht erfüllen kann, d. h. nach antiker Weise die Besorgnis ausgedrückt ist, und der dem Dichter vielleicht vorschwebte:

*Ἐλπήνωρ δὲ τις ἔοικε νεώτατος, οὐδὲ τι λίην
ἄλκιμος ἐν πολέμῳ, οὔτε φρεσὶν ἦεν ἀγερῶς.*

(Aber es war ein Elpenor, noch jugendlich, noch nicht bei Kräften,
Stand zu halten im Kampf, noch nicht selbständig im Geiste.)

Ein ähnliches Bild des aufstrebenden Jünglings gewährt der Reiterjunge Georg im „Göz von Berlichingen“: er legt heimlich die Rüstung des Erwachsenen an, nach der er Sehnsucht trägt, wie der Knabe Elpenor nach dem Bogen und Köcher, die an dem hohen Pfeiler hingen; er steht neben Göz wie im griechischen

*) Gleich schön, aber in einem etwas andern Sinne schrieb Knebel der Frau von Stein: „In unserm Alter (er war 78 Jahre alt, sie um zwei Jahre älter) sollte man immer Kinder, und womöglich seine eignen, um sich haben. Man überliefert ihnen auf diese Weise gleichsam sein eignes Leben. So hat es die Natur geordnet, die uns in unsern Kindern unsre Fortdauer sichtbar macht.“

Altertum der ungeduldige jüngere Held neben dem erprobten; er muß zurückgehalten werden, er blickt voll Verehrung zu seinem ritterlichen Herrn empor, dessen Freude an dem Knappen mit jedem Tage steigt; aber ehe noch seine ganze Kraft entwickelt ist, fällt er in einem blutigen Gemetzel, in das ihn ein unseliger Zufall geführt, und es ist gut so, denn was hätte ihm die Welt, wie sie geworden war, bieten können, ihm, dessen Schutzpatron der Ritter Georg, der Drachentöter, war?

Knaben und Mädchen spielen noch zusammen, und die letztern müssen oft von der Wildheit der erstern leiden; dann aber trennen sich die Geschlechter:

es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus und fliehen die wilderen Spiele.

Bald aber kommt der Moment, wo das eben erblühende Mädchen mitten unter ihren kindischen Gedanken von einer träumerischen Sehnsucht, der sie keinen Namen zu geben weiß, beschlichen wird (bei Schöll, Briefe und Aufsätze, am Ende):

das Mädchen pflückt
Die Beilchen aus dem jungen Gras und blüend steht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht,
Und fühlt und hofft.

Zu Pandora, dem von der Hand der Natur unmittelbar gebildeten, unberührten Mädchen, hat Prometheus gesprochen:

Du fühlst an deinem Herzen,
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennst —

und sie erwiedert:

Wohl, wohl! Dies Herze sehnt sich oft
Nach nirgend hin und überall doch hin!

Ähnlich in „Hans Sachsens poetischer Sendung“:

— sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzlein sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf —

und da sie den Geliebten gefunden:

Und dir lehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit lehret dir zurück;
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen u. s. w.

So schildert auch Proserpina die frohe Mädchenlust:

Gespielinnen,
Als jene blumenreichen Thäler
Für uns gesamt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alphens
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupte unser Herz sie widmete —
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwärzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Lust zu leben früh
Im Thau die Rosenfüße badeten.

Auch Mignon war wild und ungestüm gewesen und trug Knabenkleider, dann wird sie allmählich weicher, weiblicher; sie sieht, wie ihr Vater und Meister von Andern, Glücklicheren geliebt wird, muß ihm und allem Glück entsagen und scheidet bald wie ein verklärter Engel. Über sie und ihren Tod schreibt Schiller (an Goethe, Nr. 179): „Dieses Wesen, in seiner isolirten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld repräsentirt die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmuth und zu einer wahr menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellte.“

Wie die Jungfrau zur Mutter, zur Herrin des Hauses, so wird der weitgreifende, von abstrakten Vorstellungen getriebene, erfahrungslose Jüngling zum reiferen Manne, der sich selbst die Schranke setzt und innerhalb ihrer thätig schafft und nützlich wirkt, bis ihn das steigende Greisenalter entkräftet und endlich niederwirft. So spricht Orest von jener ersten Zeit:

Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten und dereinst,
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
Und dann wir abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis an unsre Füße spielten,

Die Welt so weit, so offen vor uns lag —
 Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert
 Und künftge Thaten drangen wie die Sterne
 Rings um uns her unzählig aus der Nacht —

aber Phylades, der heiter-verständige, dessen Blick mehr der Wirklichkeit des Lebens zugewandt und dessen Vorbild Odysseus ist, erwiedert seinem Freunde:

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
 Die Seele dringt. Wir möchten jede That
 So groß gleich thun, als wie sie wächst und wird,
 Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
 Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
 Es klingt so schön, was unsre Väter thaten,
 Wenn es in stillen Abend Schatten ruhend
 Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft,
 Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
 Voll Müß und eitel Stückwerk!

Es ist tragisch, daß Achilleus, der stählerne Jüngling, sich nicht vollenden konnte, daß ihn der greise Nestor, dessen Geist rückwärts gewandt war, überleben mußte! Und doch wäre ein Mann so nötig auf Erden, wie Pallas Athene in der „Achilleis“ klagt,

Daß die jüngere Gut, des wilden Zerstörens Begierde
 Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweiße,
 Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
 Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
 Dem die Schlacht nur genügt, die männertötende! Nein, er
 Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgeht die Wohlfahrt.
 Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
 Führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
 Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.

Auch das Alter hat noch seine schöne, milde Seite, wie der Abend, wenn nach heißem Tage die Sonne sich dem Untergange zuneigt (Eupenor):

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.

Und der Letztere kommt dem Ersteren zu Hilfe, durch Rat und Maß und Weisheit. Zwar laufen die Jahre im Alter rascher als beim Eintritt ins Leben, wo jeder Tag eine neue Entwicklung bringt (Eupenor):

wie eine Flamme, die
 Nun erst den Holzstoß recht ergriffen,
 Verzehrt die Zeit das Alter schneller, als
 Die Jugend,

aber wirken, schaffen kann auch der Greis, indem er jüngere Kräfte in seinen Dienst nimmt und sie mit weiterblickender Einsicht leitet. Was dem großen Peliden vom Schicksal versagt war, Städte zu gründen, Dämme gegen die Flut zu bauen, die Wasser zu- und abzuleiten, die Sümpfe am Fuße des Gebirges

in ein grünes, fruchtbares Gefilde zu verwandeln und so „die Erde mit sich selbst zu versöhnen,“ den Arbeitern zu gebieten und Raum zu schaffen für ein neues Volk auf neuem Boden, das erreichte der hochbetagte Faust, der schuld-beladene, in strebender Thätigkeit stets entführte Mann, bis er endlich erblindet zurück sank, dorthin, woher er gekommen, im Vorgefühl der Nachwirkung seines Schaffens noch im letzten Augenblicke befriedigt und glücklich.

So reihen sich in unserm Leben die Jahre unaufhaltsam an einander (Schweizeralpe, 1797):

Jugend ach ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband —,

aber der Blick aufwärts und abwärts stimmt uns andächtig, wie vor der Gegenwart des Ewigen, erfüllt uns mitten in der Vergänglichkeit mit dem Gefühle nie versiegenden Lebens (der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“):

Zeige man doch dem Jüngling des edel reisenden Alters
Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende —

eine Lehre, die auch das Festspiel „Paläophron und Neoterpe“ in heiter lebenswürdigen Bildern verkündigt, und wenn wir verblindet wider einander streben, hält uns doch das gleiche Naturgesetz zusammen, zu Milde und Versöhnung mahnend, wie das schöne Xenion sagt (das Schiller in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat):

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung,
Aber es bleichet indeß dir sich die Locke, wie mir.

Und hier stehe zum Schlusse noch die alles zusammenfassende und in milder Religiosität beschließende „Maxime“ (sechste Abtheilung): „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel, als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden, hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Nystizismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war und der da sein wird.“

(Schluß folgt.)

